

### Heimat.

Von

Johannes Heinrich Braack-Quisburg.

(Nachdruck verboten.)

Frägt den Schiffer am Strom:  
Wie heißt dieses Land?

Arbeit wird es genannt.

Käufte um Vollen wie Jagen gefalst,  
Kranengerast, Kettengelirt,  
Kollengerast und Sirengeschwirr,  
Seiber an Steuern und Segel gefalst  
Arbeit, Arbeit heißt dieses Land.

Frägt berufte Gesichter in Hallen,  
Wo Hämmer aus glühende Eisen fallen,  
Wo Menschen mit Erzen und Erden ringen,  
Wo Pressen rasen und Wendel schwingen  
Frägt: wie heißt dieses Land?

Arbeit wird es genannt.

Frägt die Toten:  
Wie heißt dieses Land?

Alle, die wir in Weihen ruh'n,  
Hatten zu sorgen, hatten zu tun,  
Sahen in Kreuze und Jochen gebüht,  
Diese hat Arbeit in Arbeit erslagen,  
Verbohen die Brust und der Schädel gerüht,  
Jeder, ob reichen, ob armen Gewands,  
War Knecht der Erde, Knappe des Lands.

Frägt die Toten:  
Wie heißt dieses Land?

Arbeit, Arbeit wird es genannt.

### Peterstraße.

Stizze von  
J. Tamm.

(Nachdruck verboten.)

Eines Morgens als die Peterstraße Nachbarn sich vor den Haustüren begegneten, sprach es sich herum, daß der alte Brötner in der Nacht plötzlich gestorben war. Das hatte man nicht erwartet. Zwar war der alte Mann schon längere Zeit nicht mehr sehr auf den Beinen gewesen. Trotzdem waren alle über das plötzliche Ende erstaunt und erschreckt. Unwillkürlich waren sie einen Scheuen, bedauerlichen Blick nach den Fenstern der Brötnerischen Wohnung. Es war jedoch nichts Ungeheuerliches zu sehen. Man hörte weder lautes Wehklagen, noch sah man jemand von der Familie, von dem man hätte Näheres erfahren können. So erging man sich, nachdem man eine Weile mit ernstlichen, wichtigen Mienen und Worten dem Trauerfall Gemäße getan hatte, in allseitig Besprechungen und Vermutungen.

Es gab da unter den Nachbarinnen manches zu erzählen, was man einfach nicht unbefrohen lassen konnte. Nun, bei diesem Trauerfall hatte man so recht Anlaß, die familiären und finanziellen Angelegenheiten der Familie nach allen Seiten zu beleuchten. Interessant war es auch, in welcher Aufmachung die Förmlichkeiten, die bei einem Trauerfall

nun einmal unumgänglich waren, von Statten gingen. Vor allen Dingen mußte doch der Familie daran gelegen sein, sich um die nötigen Kosten zu kümmern, da sie ohnehin durch den Tod des Familiengeldes geschwächte Einnahmen bezog. Und wie würden sie es mit der Beschaffung der jetzt so teuren Trauerkleidung halten?

Es war nicht schwer, sich in der Lage der Familie hinein zu denken. Die Peterstraße Nachbarn wußten, wie es in solchen Tagen um einen hand. Sie wußten, daß es sich nicht allein darum handelte, zu trauern und zu weinen. Man durfte sich nicht gehen lassen. Man mußte es den Leuten rechtzumachen. Man durfte sie nicht durch unnötigen Aufwand reizen, man durfte auch nicht ihren Spott und ihre Genugtuung herausfordern, indem man sich nach dem letzten Geldbeutel richtete. Aber auch we demjenigen, der über dem Verbleiben, den äußeren Anforderungen gerecht zu werden, vergaß, den Schmerz, die Tränen zu setzen.

Als die Peterstraße an diesem Morgen auseinander gingen, hatten sie vorläufig ihrem Bedürfnis, sich über den Trauerfall der Familie Brötner einig zu werden, genügt. Mehr ließ sich vorberhand nicht sagen. Nun hieß es abwarten.

Gegen Abend desselben Tages war in der Wohnung der Familie Brötner ein beständiges Kommen und Gehen von Leuten, die ihr Beileid ausdrückten. Es war alles in bester Ordnung. Der Sarg, das Stroh, die ganze Einrichtung, alles machte den besten Eindruck. Die Nachbarinnen bemerften mit stummem Staunen Neuanschaffungen, die gemacht worden waren. Frau Amalie Boegens erlachte auf einem Beil im Schlafzimmer eine Auswahl eleganter Trauerkleider. Ja, groß hatten es Brötner immer schon im Kopf gehabt. Na, den Nachbarn brauchen sie nichts vorzumachen. Man wußte, wie es um sie hand. Aber etwas aber ließ sich nicht sehen. Da war nämlich noch eine verheiratete Tochter, die sich heimlich trauen lassen und nun in einer entfernten Großstadt wohnte. Sollte man denn diese Tochter, über deren Schicksal die Nachbarn bis heute noch im Unklaren waren, nicht wenigstens bei der Beerdigung zu sehen bekommen. Nun sollte schon der Totenwagen durch die Straße. Auf dem Trottoir stauten sich schwarze Reihen von Leuten. Man hand zusammen, redete noch wohlwollend über den Toten, lobte das Wetter und wartete. Man hatte als Nachbar seine Pflicht getan. Nun hieß es noch, die letzte Ehre zu erweisen.

Und da wurde auch schon der Sarg herausgebracht. Man hörte das Schluchzen und Weinen verheirateter Frauen. Ein kurzes Kommando des Aufsehers, ein Aufstehen der Pferdehufe und der Zug setzte sich in Bewegung.

Es war ein ganz stattlicher Zug von Leidtragenden. Man erinnerte an das Begräbnis der alten Frau Stegmann, die kürzlich gestorben war und bei der nicht halb so viele Leute mitgegangen waren. Das hat nur daher, weil die Frau nichts aus sich gemacht hatte und immer so unscheinbar untergegangen war. Und man warf einen besorgenden Blick nach vorn, wo die Familie des Gestorbenen stolz und würdig trauernd dahinschritt.

Es war bereits alles bestritten, was einen in den letzten Tagen bewegt hatte. Aber da waren unter dem Schicksal wieder andere Befürchtungen, mit denen es sich lohnte, alles wieder durchzusprechen. Da waren zum Beispiel Mieter, die vor Jahren einmal bei Brötner's gewohnt und wegen Kinderfreitigkeiten ausgesogen waren. Und da war unter Anderen eine Näherin, die sich einmal für einen der Brötner'schen Söhne interessiert hatte. Und so er-

zählte man, wie am Abend vor der Beerdigung die unglücklich verheiratete Tochter verabschiedet und verabschiedet heim gekommen war, in einem armenförmigen Kattunkleid. Und wie sich dann die Geschwister aufzusammengetan hätten, um der Verstorbenen eine anständige Trauerkleidung zu beschaffen. Aber man brauche sie nur einmal anzusehen. Das Kleid würde ihr ja doch zu allen Knäpflern heraussehen. Und weiter erzählte man, wie die eine Schwöherin nicht hatte mit der Beerdigung gehen wollen, weil die alten Brötner's sie nicht gemocht hätten.

Unterdesseu war man auf dem Friedhof, hoch überm Ort, angekommen. Man drängte sich um die offene Gruft, Aufschlüssen weinernder Frauen, die ruhige lebenslustlose Stimme des Geistlichen, Totengräber mit stumpfer alltäglicher Miene, es war wie immer. Auch das letzte, eigenartige Räubern besahlich einen, wie überall, wo man den Tod mittert.

Aber dann ging man wieder mit beschleunigten Schritten hinunter, dem Leben entgegen. Man war gerade gut angezogen, es war ein schönes mildes Wetter, überall, in den Schaufenstern, auf den Straßen gab es etwas zu sehen. So schlenderte man gemächlich durch die Straßen, über den Marktplatz. Nur als man an einem Bäckereiladen vorbeikam, dachte man daran, daß jetzt bei Brötner's der Tisch mit gutem Kaffee und Kuchen für die Gäste gerichtet werde. Und dann kam man heim in die wieder still und alltäglich daliegende Peterstraße und man sagte vielleicht: „So, nun ist der alte Brötner auch schon dort drüben.“

### Ein Geständnis.

Stizze von  
Georg Perlich.

(Nachdruck verboten.)

In einer Abendgesellschaft bei einem bekannten Finanzmann trafen ja nach Jahren zufällig wieder zusammen. Er kam häufiger in das Haus des Reichthums — immer wenn eine Gesellschaft gegeben wurde, zu der auch irgend eine Gesangsgrube geladen war. In der Regel wurde dieser Einladung gern entsprochen, denn der Vortrag einiger Saiten wurde für ihn belohnt. Für ihn, den Begleiter am Flügel, war das reichliche Entgelt freilich nicht färslich — nur ganze zwanzig Mark! Aber er nahm es mit.

Und es war ihm im allgemeinen gleichgültig, wer da sang. Es verdros ihn nur, wenn ein Dilettant zur Unterhaltung der Gäste etwas beitragen wollte. Klappe die Saiten dann nicht, und sie lachte selten, so war stets der „Herr am Flügel“ schuld. Dann hatte er entweder zu schnell oder zu langsam, zu laut oder zu leise gespielt. Und er mußte den unbedeutenden Vorwurf hülweisend einfließen.

Die Veranlassigung, daß an dem Abend die Paula Erich singen würde, verriet ihm jedoch in starker Erregung.

Die plötzliche zur Berühmtheit gelangte noch jugendliche Sängerin befand sich auf der Durchreise nach Amerika, wo für eine zweimonatliche Tournee ein Verabreichung wünte.

Der Kommerzienrat, der banon in der Zeitung gelesen, hatte die Sängerin im Hotel aufgelesen, und seiner Beedamstelt war es geglikt, sie zu der privaten Konzertleistung in seinem Salon zu bewegen.

Als sie ebenfalls bei ihrem Rundzuge durch die prächtigen Räume den Pianisten bemerkte, der sich bei ihm in den Hintergrund hielt, suchte sie und trat dann rasch auf ihn zu.

Ihm beide Hände entgegenstreckend, rief sie in freudiger Ueberzeugung: „Maestro di capilla! Herr Hofer! Das ist mit mir ein liebes Wiedersehen! Seien Sie herzlich gegrüßt.“

### Die Liebe des jungen Stillfried.

Roman von

Hermann Wagner.

(15. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Dann wunderte er sich darüber, daß der Herr Werkführer Karl Heinrich Moer, er noch niemals Beurlaubung genommen hatte, den Eltern seiner Braut einen Besuch abzustatten. Keinen vertraulichen längeren Besuch natürlich — denn zwischen einem Mann, der einer der tüchtigsten Werkführer bei der A. E. B., und einem Menschen, der nur Hausbesitzer bei Pfalz Köhn war, bestanden selbstverständlich soziale und auch Bildungsunterschiede, die nicht gut zu überbrücken waren — aber doch so ein kleines Büchlein, so einen kaum in Betracht kommenden Abschied so im Vorübergehen nur, der Gelegenheit gegeben hätte, sich gegenseitig davon zu überzeugen, daß man tatsächlich lebte, daß man nicht etwa eine bloße Webilde der Phantasie war!

In solch einer schwachen Stunde äußerte Emil Knebel diese seine Bedenken gegenüber seiner Frau. Doch die Knebelin schüttelte den Kopf und lächelte überlegen. Es bestanden in keiner Hinsicht weder Zweifel noch Gefahren. Sie mußte das bejahen. Denn —

„Du hab' ihn gesehen, Moiern,“ verkündete sie triumphierend, „mit meine eigene Augen hab' ich ihn gesehen, und er hat auch mit mir sehr lebhaft geredet.“

„Du hast ihn gesehen?“ fragte Emil Knebel fast atemlos.

„So wahr ich hier sehe, ich hab' Moiern gesehen!“ In der Tat, die Knebelin war nicht die Frau, die leicht alles glaubte oder die sich ohne weiteres etwas vormachen ließ. Ohne daß diese es abate, war sie ihrer Tochter längst nachgegangen. Und als Guste dann mit dem Herrn, der der Werkführer Karl Heinrich Moier war, zusammengetroffen war, hat sie, die An. B. L., inoffiziell um die nichts ahnenden beiden einen Vogen gemacht, um ihnen dann selbst direkt in die Arme zu laufen.

Guste war bei dieser unermuteten Begegnung ganz rot geworden, Moier dagegen — daran erkannte man sein gutes Gemüth! — war gar nicht einmal verlegen gewesen. Sehr artig hatte er, nachdem ihm Guste einen Wink gegeben hatte, den Hut gezogen, — den Hut gezogen vor ihr, der Knebelin!

„Und er war ja nicht einmal ein Hut, — er war ein Zylinder!“ schloß die Knebelin ihren Bericht. „Und einen Zylinder tragen nur Männer, die mit 1 b. b. u. n.“

Damit beruhigte sich auch Emil Knebel. „Der Werkführer,“ murmelte er, „und doch einen Zylinder! Vor dreißig Jahren, — wenn bei hätte ein Werkführer risikieren wollen! Na ja, die Zeiten . . .“

Auf einen großen Ah geschloß auch ein großer Keil. Wer einem andern seine Beachtung ausdrückt, der darf sich nicht wundern, wenn jener ihm seine Hochachtung entzieht, und wer an seinen Nächsten die Anforderung richtet, sich zu schämen, der erhält häufig die Antwort, er habe selbst keine Ursache, stolz auf sich zu sein.

Die Ursache stolz auf sich zu sein, hatte Stillfried zum Beispiel gar nicht. Und er war es auch nicht, er war das Gegenstück davon, nämlich geküht. Zerbrochen war der Jugendhimmel, zugrunde gerichtet, des Lebens überdrüssig. Denn er hatte einen Brief erhalten. Und dieser Brief war von Guste.

Er war die Antwort Guste's auf den Brief, den er ihr geschrieben hatte. Sein Brief hatte aus sechs bis acht beschreibenden Seiten bestanden, der ihr bestand nur aus ebensoviele Zeilen. Und doch sah sich hart auf diesem engen Raume, die Dinge, die seine Schmeicheleien waren. Stillfried höhnzte. War es denn wirklich die Wahrheit? War es die Möglichkeit, daß ihm jenes Mädchen so schrieb, — jene Guste, von der er einst die Versicherung erhalten hatte, sie sei gegebenenfalls bereit, mit ihm zu sterben?

Ach nein, sie dachte gar nicht daran, mit ihm zu sterben, sie zog es vor, mit einem andern zu leben,

Lebte zu leben, wie sie sich nicht entblödete, zu schreiben! Mit jenem andern, den sie als einen wahren Kavaler bezeichnete, als einen Mann, der ihr erst die Ueberzeugung beigebracht habe, daß es überhaupt noch Männer gebe! Denn er, Stillfried, wäre ja doch nur eine Nummer!

Stillfried höhnzte. Er höhnzte, rang die Hände und raunte sich das Haar. Es war eigentlich schade um seinen sauberen Scheitel, aber wenn denkt an seine Freizug, wenn er eben dabei ist, einen schweren felsigen Kampf zu kämpfen! Den kämpfte Stillfried. Und er hatte das Gefühl, daß er in dem Kampfe nicht Sieger bleiben würde.

Ein Mensch, der im Begriffe ist zusammenzubrechen, greift unwillkürlich nach einer Stütze, an der er sich festhalten könnte. Solcher Stützen gab es in der Familie Aman etliche. Zum Beispiel Frau Cäcilie Aman.

Stillfried fragte ihr sein Leid. Er tat es mit Worten, die aus Herz rührten. Welches Organ wäre aber wohl an Frau Cäcilie Aman jenseitiger gewesen als ihr Herz? Stillfried kam mit seiner verletzenden Liebe durchdars an die richtige Adresse.

Er weinte, und Frau Cäcilie Aman weinte mit. Als sie eine lange Zeit gemeinsam geweint hatten, fuhr Frau Cäcilie Aman mit einem seidenen Taschentuch über ihre Augen, während sich Stillfried die Tränen mit dem Kermel seines Moders abwischte. Frau Cäcilie Aman seufzte, und Stillfried schmeuzte sich. Darauf ergieß die Mutter das Wort und ließ es sogleich nicht wieder los. Sie erzählte die Geschichte ihrer leider achtlos geliebten Liebe zu dem ersten Helden und Liebhaber vom Stadttheater in Breslau, Stillfried Köbel.

„So ist das Leben,“ sagte Frau Cäcilie Aman, „unser schönste Sehnsucht bleibt immer unerfüllt.“

„Was soll ich tun?“ höhnzte Stillfried.

„Entsagen, lieber Stillfried. Entsagen, wie auch deine Mutter entsagen mußte. Im Entsagen liegt etwas Gutes.“ Es liegt aber auch etwas sehr Schmerzliches darin, und deshalb sah sich Stillfried nach einer zweiten Stütze um, an der er sich aufrichten könnte, und eilte zu Lanté Gene.

